Elske.

Von W. E. Mauders.

Es war ein hübsches Mädchen, die Elske, das Stubenmädchen auf dem Gute, das an einem Ende des großen Kirchdorfes lag. Und wenn sie am Sonntag Nachmittag durch die lange Dorfstraße schritt, schaute wohl manch schmucker Bursche verlangend ihr nach, bis sie hinter der letzten Biegung der Chaussee verschwunden war. Noch wenige Schritte, und Elske stand vor einer kleinen, aus Pfahlwerk und Lehm erbauten und mit Stroh bedeckten Hütte. Elske trat in das Häuschen und begrüßte innig ihre Eltern und die kleinen Schwestern Aguzze und Dörte, die hier ein einfenstriges Stübchen und eine daranliegende Kammer bewohnten. Unter theilnehmenden Fragen stellte Elske den mitgebrachten Blumenstrauß in ein Töpfchen und goß Wasser darein. Dann setzte sie sich zu ihren Eltern, während die Geschwister sich an sie schmiegten, und unter frohem Geplauder vergingen die Stunden, bis die Pflicht des Mädchens zum Gutshofe rief. So verging ein Sonntag nach dem anderen gleichmäßig, und jedesmal brachte Elske Leben und Sonnenschein in die arme Hütte.

Zu Fleiß und Gottvertrauen und sittsamem Leben hatten die Eltern Elske angehalten. Das wußte auch Miks Tenikait, ein schmucker ehrlicher Junge, dem das schwarze Schnurrbärtchen und die rothe Husarenuniform vorzüglich standen, um den sich die Mädchen auf dem Tanzboden stritten. Aber Miks hatte den bunten Rock nach seines Vaters Tode ausgezogen und bewirthschaftete mit seiner Mutter das kleine Anwesen im Dorfe. Allen Ernstes dachte er daran, seiner Mutter eine junge Frau als Stütze in's Haus zu bringen, und seine Wahl hatte Elske Kosgalwies getroffen, die den jungen Bauern auch in ihr Herz geschlossen hatte. Zum Herbste schon sollte die Hochzeit sein.

Da kam eines Tages der neue Rechnungsführer an und meldete sich beim Gutsherrn. Es lag etwas Unheimliches, Lauerndes in diesem Manne, wie er dastand mit seinen tiefliegenden Augen und dem starken hervortretenden Kinn, den beinahe schon kahlen Kopf hervorstreckend und mit gierigen Blicken Elske förmlich verschlingend, die ihm die Thür zum Herrenzimmer öffnete. Widerlich grinsend, kniff er mit der Rechten in ihre rothen Wangen. Er machte in der That keinen günstigen Eindruck, dieser „Herr Rendant," wie ihn die Gutsleute nannten; Konrad Geyer war sein Name. Von vornherein benutzte er denn auch jede Gelegenheit, sich dem Mädchen zu nähern, um ihm süße Worte über das schöne Gesicht und tausend andere Dinge zu sagen. Und das Mädchen hörte seine faden Schmeicheleien gern, hatte doch noch Niemand bisher sie „Fräulein Else" genannt und ihr solch artige Dinge zu sagen gewußt, wie der Herr Rendant. So ließ sie es auch geschehen, daß, als sie eines Abends im Mai zu ihren Eltern hinüberhuschen wollte, aus dem Schatten der Fliederhecke eine dunkle Gestalt hervortrat und sich ihr anschloß. Die heißesten Liebesschwüre flüsterte ihr Konrad Geyer, denn er war es, in's Ohr, versprach ihr die Ehe, zärtlich ihre Hand drückend. Elske hörte wie betäubt auf die glühenden, vergiftenden Worte, achtete nicht des Weges, den der Rendant sie führte, und zum ersten Male fand das Mädchen nicht das Elternhaus.

Der Sommer kam und ging. Immer öfter war Elske mit Konrad auf einsamen Spaziergängen gesehen worden, immer bleicher und eingefallener sahen die sonst so frischen Wangen des Mädchens aus, bis eines Tages die „Frau Rendant", wie der Volksmund das arme Mädchen nannte, verschwunden war. Miks Tenikait rächte sein verlorenes Liebesglück und Elske durch eine gehörige Tracht Prügel, deren Empfänger der Herr Rendant war.

Wieder war es Sommer gewesen, wieder war der Herbst gekommen. Der alte Kosgalwies lag, gebrochen an Leib und Seele, auf dem Krankenbett. Elske hatte wenige Wochen vorher aus einer größeren Stadt an ihre Eltern geschrieben, wie es ihr wohlgehe und sie viel Geld verdiene.

Bald darauf starb der Alte und ein Jahr später folgte die Mutter ihm nach.

Am Tage des Begräbnisses traf Elske ein. In rauschender schwarzer Seidenrobe wohnte sie der Beerdigung bei, um tags darauf wieder abzureisen, nachdem sie das Wohl ihrer Geschwister der Ortschaft anvertraut hatte. Seitdem war nichts mehr von ihr zu hören.

Verdorben?! Verschollen?!

—Der intelligente Waldmann. „Daß mein Waldmann," erzählte kürzlich Förster Glaubnicht am Stammtisch, „ein sehr intelligenter, anstelliger und lernbegieriger Hund sei, wußte ich längst, dennoch war ich nicht wenig erstaunt, als das Vieh seit Anbruch des Winters mit bewundernswerther Ausdauer auf den Hinterfüßen Gehversuche machte — und zwar mit bestem Erfolge. Vergebens zerbrach ich mir indessen darüber den Kopf, was mein treuer Begleiter wohl vorhaben möge. Vorgestern nun — über Nacht hatte es wieder einmal, wie so oft in diesem Jahre, stark geschneit und die weiße Decke lag fußhoch — als ich mich anschickte, ins Revier zu gehen, und dem Hunde pfeife, was meinen Sie wohl — kommt der Sappermentsköter ganz fidel auf Schneeschuhen angegondelt!"

— Erster Gedanke. Fräulein: „Lieben Sie auch Tulpen, Herr Spund?" Student: „Mit Bier gefüllte, ja."

Das Opernglas.

Von Gabriele Reuter.

Ruhig lag das Meer, blaß- und silbergrau. Ein leichter Morgendunst schwebte über dem Wasser. Schon blaute der Himmel und die siegende Sonne wandelte die Milchfarbe des Nebels zu matt schimmerndem Opal. Lange, weiße Schaumstreifen zerrannen am Ufer. Die Luft war leise und still. Man hörte das murrende Anschlagen der Wellen am Quai.

Noch war die Promenade ziemlich menschenleer. Eine alte Hökerin richtete ihren Stand. In ihrer Nähe bewegte sich ein Weib mit schwarzem Stirngelock und bronzegelber Haut — wie ihrer manch Eine die Laune eines Schicksals von südlichen Ufern nach den nordischen Hafenstädten verschleudert. Gleichgiltig sah sie der Händlerin zu, wie diese ihre Apfelsinen und ihr Johannisbrod aus den Körben packte. Ein Kohlenwagen rasselte vorüber und ihm folgte ein Trupp Arbeiter. Auch Mädchen, die sich gähnend und ein wenig frostig zusammenschauernd in ihre Geschäfte begaben, trippelten den Weg entlang. Dann kam eine Dame mit einem Kinde an der Hand.

Links breitete sich der Hafen. Dort tauchten Masten und Schlote gespenstisch aus den Dünsten auf. Die junge Frau, die mit ihrem Töchterchen auf dem Quai wandelte, beobachtete, wie die Umrisse immer deutlicher wurden, wie man jetzt die weißen und rothen Streifen um die kurzen schwarzen Dampfer-Schornsteine unterscheiden konnte und jetzt das Gespinnst der Taue an den Raaen der Segelschiffe.

Ein großer Schooner löste sich aus der Masse der anderen Fahrzeuge und fuhr hinaus, langsam und vorsichtig seinen Weg in den schmalen Wasserstraßen des Hafens nehmend, bis er freie Bahn gewann. Und nun zog er wie eine aus Silber gewobene Erscheinung stolz und ruhig ins Weite.

„Da — da — fährt dort Onkel Fritz?" rief das Kind und zeigte fröhlich mit dem Fingerchen auf die hohen Masten, an denen die Segel sich blähten und in der blauen Helle schneeig glänzten.

„Willst Du still sein," flüsterte die junge Frau erröthend und blickte um sich, ob Niemand den Ausruf der Kleinen gehört habe. Sie nahm das Opernglas aus seinem Futteral, das ihr am Riemen um die Schultern hing. Ihre Finger zitterten. Sie hielt das Glas an die Augen und blickte hindurch. Noch konnte sie nichts erkennen. Sie richtete an den Schrauben.

Auf dem Verdeck des Schooners bewegten sich einzelne Leute der Mannschaft. Andere lehnten an der Brüstung und blickten nach dem Lande zurück. Das Kind sprang ungeduldig um seine Mutter her. „Ich kann Niemand sehen," rief es. „Gar Niemand. O wie Schade! Es ist schon so weit fort, das böse Schiff."

„Ich sehe ihn," flüsterte die junge Frau. „Ich habe ihn gefunden! Er steht am Steuerbord, wie er uns gesagt hat. Neben ihm dreht ein Matrose das Rad. Er hält ein Fernrohr in der Hand — er sucht uns, Käthi!"

Hastig zog sie ihr weißes Battisttüchlein und wehte hinaus zur Ferne. Er hielt ja seinen Krimstecher in der Hand — gewiß er konnte sie noch entdecken, wie sie dort stand am äußersten Rande des Quais, schlank und fein im silbergrauen Mantel mit dem kleinen Hütchen — mädchenhaft und fraulich zugleich mit ihrem niedlichen kleinen Mädchen, das mit seinen Händchen Abschiedsgrüße winkte.

Und wieder hielt sie das Glas vor die Augen — das kostbare, liebe Glas, das ihr gestattete, ihn noch einmal zu sehen—scharf und deutlich: seine kräftige Gestalt, die doch so hübsch und elegant war — so elegant, als ginge er zu einer Gesandtschaft, statt als erster Steuermann auf ein Segelschiff, hatte sie gedacht, als er Abschied nahm —. Sein frisches, braunes Gesicht mit den schelmischen Augen — o hätte er nur einen Moment das Fernrohr fortgethan — so konnte sie seine Augen ja nicht sehen . . . Aber ihr treuer Blick war immer in ihrer Seele.

Er hatte ihr Kind so lieb — er hatte so reizend mit ihm zu spielen verstanden — er war so gut zu ihm gewesen. Das hatte ihr zuerst Vertrauen gegeben. Er war nicht wie die Andern, die sich bestrebten, mit Schmeicheleien und zudringlichen Huldigungen um die junge Wittwe zu werben. Er war ihr ein Freund gewesen und für die Kleine wie ein Vater. Alle Nachmittag um die Theestunde war er in ihrem stillen kleinen Salon erschienen, mit ihr und Käthi zu plaudern. Seine warme Herzlichkeit, mit der er ihr klagte, wie sie ihn lehre, in Zukunft wieder heimwehkrank zu werden . . . .

— — Noch einmal lieben — noch einmal hoffen dürfen . . . Es ist doch süß, wenn man noch so jung ist. Noch einmal beginnen, zu leben . . .

Wie sein letzter Blick von dem Munde des Kindes zu ihren Lippen flog— wie sein letzter Handkuß brannte . . . .

Thränen verdunkelten die Gläser. Sie konnte nichts mehr sehen.

„Und wenn ich wieder komme — über's Jahr . . .?

— — Das Weib, das bei der Höckerin gestanden, hatte sich langsam genähert. Sie hatte ebenfalls hinausgestarrt mit ihren schwarzen Augen auf das Meer. Und dann auf die fremde Dame mit dem Opernglas. Und wieder auf das Meer und wieder auf das Glas mit so einem gierigen Verlangen.

„Madame?" fragte sie mit einer Stimme, die sich zur Bescheidenheit zwang, „Madame, wenn Sie es gütigst gestatten wollten . . . ." Ein lautes Schluchzen brach aus ihrer Kehle, sie trocknete sich mit der Hand das fremdartige, gelbe, schmerzverzogene Gesicht. „wenn ich durch das Glas schauen dürfte?" brachte sie mühsam hervor, mit dem Finger kindlich auf den heiß begehrten Gegenstand weisend.

„O ja, gern," sagte die junge Frau, verwundert und befangen die andere betrachtend — den dürftigen bunten Shawl über den üppigen Formen, das schwarze Spitzenfetzchen über dem wilden Gelock. Wie leidenschaftlich ihre Hände das Glas umkrampften — wie ihre Lippen bebten und die Thränen auffogen, und sich plötzlich zu einem wollüstig-seeligen Lachen öffneten.

Da hatte sie ihn gefunden — der bei ihr gesessen, Abend für Abend, in der Kellerwirthschaft, wo die Matrosen rauchten, spielten und ärmliche Kost bekamen — er, der doch ein Herr war, wie man gleich sehen konnte — den sie bewunderte, weil er sich nie betrank — über den sie staunte, weil er keinen Lärm und keine Raufereien begann und nicht hinausgeworfen werden mußte, wie ihre anderen Gäste. Der ihr rechnen und einrichten und wirthschaften half mit der Klugheit eines Mannes und der Treuherzigkeit eines Kindes, den sie liebte wie eine Mutter und Geliebte zugleich, mit der hündischen Ergebenheit einer Magd, für den sie ihre Sparpfennige opferte, um das junge Leckermaul an sich zu fesseln durch dicke Aalsuppe und guten Wein. Und der trotz seines feinen Rockes so wild und heftig lieben konnte.

Ach — wenn sie hier, wohin er sie bestellt zum letzten Abschiedsgruß, hätte stehen müssen und so blind und ergeben nach dem fernen Schiffe starren. Mit einer leidenschaftlichen Bewegung drückte sie das Opernglas an die Brust und küßte es.

Wehmüthig lächelnd sagte die Dame an ihrer Seite: „Geben wir das Glas auch dem Mädchen dort drüben, ihr fährt wohl auch etwas Liebes davon."

Athemlos, gluthroth, war sie angelaufen gekommen, den schweren Marktkorb schleppend, und die Blicke ihrer blauen Augen irrten verzweifelnd über das Wasser, nach dem ferne und ferner segelnden Fahrzeug, und sie hielt die Hand als Schirm über die Brauen und preßte dann trostlos die beiden kleinen rothen Fäuste vor das Gesicht und weinte.

„Wollten Sie auch gern Ihren Schatz noch einmal sehen?" rief die junge Frau ihr zu. „Warten Sie, ich will das Glas für Sie richten." Aber sie wollte nur selbst noch einen Blick hindurch thun. Das blonde Dienstmädchen mit dem weißen Häubchen über dem glattgestrichenen Scheitel knixte verlegen stumm. Aber dann schrie sie laut auf in kindlicher Freude.

Dort lehnte er am Steuerbord — gleich als sähe sie ihn dicht vor sich, wie er Morgen für Morgen an der Straßenecke auf sie gewartet hatte . . . Dessen frohe Munterkeit sie bethörte, der nicht grob forderte wie die anderen, sondern zart und gütig mit ihr umging, wie ein Bruder, bis sie willenlos war. O, der liebe, gute Mann. In einem Jahr, wenn er wiederkommen würde, sollte sie sein Weibchen heißen. Gläubig lächelte sie der Ferne entgegen, den Hoffnungen zu, die dort hinausfuhren, weiter — immer weiter.

Das Opernglas wanderte zwischen den Frauen hin und wieder. Und der Mann am Steuer des Schooners blickte nach dem Strande und auf die drei Gestalten, die dort so einträchtig bei einander standen. Wie gehorsam sie seiner Bitte gefolgt waren . . . Und er lächelte. Seine treuherzigen braunen Augen feuchtete die Rührung. Mit den Fingern wischte er eine Thräne fort. Er hatte sie doch alle Drei sehr gern gehabt — jede in ihrer Art. Und dann wandte er sich um und ging seiner Arbeit nach.

Ein ferner weißer Schemen, ein zartes Traumgebilde, verschwand das Schiff am Horizont. Die Frauen tauschten einen Gruß und wenn sie sich wieder begegneten, kannten sie einander nicht mehr.

Das Opernglas hatte nichts verrathen.

Waldestraum.

Ein Märchen von A. H.

Lang bin ich umhergeirrt im tiefen Waldesschatten, habe die köstlich würzige Luft mit Wonne eingeathmet und das Auge entzückt ausruhen lassen auf dem lichten Grün der Buchen und Eichen und den dunklen Schattentönen der Tannen und Fichten. Und zwischen hindurch strahlt der tiefblaue Himmel und die Sonne beleuchtet die Krone der Bäume, daß es scheint, als wären sie in lauteres Gold getaucht. — Und welch' ein Friede herrscht in dieser Waldeinsamkeit! Harmonisch scheint Alles, wohin das Auge schaut, und die Natur, in sich selbst gesättigt, erweckt auch in der Menschenbrust ein Gefühl der Ruhe und des stillen Friedens.

Hierher dringen sie nicht die kleinen und großen Störungen und Sorgen des täglichen Lebens und wenn sie das Herz beschwerten und wunddrückten,— hier, — unter Gottes freiem Himmel, im Schatten der alten, ehrwürdigen Bäume, umkost von duftigen Lüften, klopft es wieder leichter in der Brust, die Sorgen wälzen sich ab und erscheinen immer kleiner und kleiner.

Gesegnet seist du, heilige Waldesstille, Trösterin in so manchem Leid! Leise legst du kühlenden Balsam auf die Wunde, die ein müdes Menschenkind, verborgen vor den Augen der Welt, mit sich herumträgt, — und entlässest du den Trost- und Hilfesuchenden auch nicht geheilt, so doch beruhigt und oft versöhnt mit seinem Geschicke, das zu tragen ihm fast allzuschwer dünkte!

So recht in Gedanken versunken gehe ich tiefer und tiefer in das dämmernde Waldesdunkel hinein; da schaue ich auf und sehe vor mir zwei Bäume sich stolz erheben, die fest miteinander verwachsen sind. Eine hohe Fichte ist von einer Buche umschlungen und der Anblick dieser sich innig umarmenden Waldeskinder erweckt in mir wunderbare Gefühle und einen leisen Schauer vor den Geheimnissen der Natur. — Der Platz, auf dem die Bäume standen, schien mir eine geweihte Stätte zu sein.

Der Boden war gleich einem weichen Teppich, mit dichtem Moos bedeckt, das nirgends so üppig grünte, als gerade hier. Farrenkräuter, so groß und prächtig, wie ich noch keine gesehen, breiteten ihre Blätter aus; Epheu umrankte die Bäume und die schönsten und größten Glockenblumen wiegten sich leise im Winde hin und her; die Vergißmeinnicht, die ich pflückte, hatten ein solch leuchtendes Blau, wie ich noch keines gesehen und die Veilchen dufteten köstlicher, als ich mich jemals erinnern konnte.

Das Plätzchen schien mit ganz besonderem Zauber ausgestattet und das leise Plätschern des Waldbachs, der in der Nähe vorbeirauschte, erhöhte noch den reizvollen Eindruck.

Willenlos überließ ich mich dem stillen Zauber des Orts, legte mich am Fuße der wunderbaren Bäume nieder und schaute hinauf in ihre Wipfel, die sich regten und bewegten und mit einander kosten in bräutlichem Glück. Wie lange wohl hielten sich die Fichte und Buche schon umschlungen, alles mit einander theilend, Regen und Sonnenschein, Frühlingswonnen, Gewitterstürme und Winterkälte? O könnt ich die Sprache des Windes verstehen und den Sang der gefiederten Waldbewohner deuten, gewiß erführe ich da eine so schöne Mär, als mir je eine erzählt würde. Ferne Glockentöne dringen an mein Ohr, gleich leise verklingenden Accorden; ich schließe die Augen und bald hat tiefer Schlaf meine Sinne umfangen.

Doch, — was naht da in so feierlich lautlosem Zuge? Auf einer Bahre ruht ein Schrein, über und über bedeckt mit Waldblumen. Vergißmeinnicht und Anemonen, Glockenblumen, Erdbeerblüthen und Haidekraut, all' diese zarten Waldkinder bedeckten den Sarg. Prächtige Blätter der Farrenkräuter und die schönsten Epheuranken liegen auf der Bahre, dazwischen Tannengrün und Eichenlaub. Und wer trug die geheimnißvolle Last still und leise durch das Waldesdunkel?

Blumengeister waren es, ihren Kelchen entstiegen duftige, wunderbare Mädchengestalten in jungfräulicher, unentweihter Reine und Schönheit, so zart und fein, daß mir das Herz fast stille stand vor andächtigem Schauen. — Alle trugen auf ihrem Haupte Kränze von Waldblumen und ihre durchsichtigen, lilienweißen Hände umschließen Tannenzweige. Sechs Jungfrauen trugen die Bahre; stille Trauer lag auf ihren schönen Zügen und ein sanftes Klagelied ertönte von ihren Lippen. — Ein langer, nicht endenwollender Zug von Blumengeistern schloß sich an und schwebte unhörbar über den Boden. Der Sang der Vöglein schien das wehmuthsvolle Lied begleiten zu wollen, denn er klang gedämpft und nicht so froh wie sonst; die Käfer am Wege hielten still in ihrem Lauf; die Mücklein und Bienen vergaßen zu summen und ein Reh, das flüchtigen Fußes vorbeieilen wollte, hemmte den Schritt und sah mit seinen klugen, hellen Augen erstaunt dem wunderbaren Treiben zu. Auch das lustige Bächlein schien sein Rauschen verlernt zu haben und die Bäume vergaßen das Wiegen und Schaukeln ihrer Zweige.

Alle schauten und lauschten und wunderten sich über das niemals Gesehene.

Weiter und immer tiefer in den Wald hinein schien sich der Zug zu bewegen; die Scene eilte ihrem Untergange zu und überhauchte Alles mit rothgoldenem Glanze. Nun kam das Singen wieder näher, um dann gänzlich zu verstummen. Der Zug war dicht an meiner Seite stille gestanden und die holden Blumengeister stellten die Bahre am Fuße der innigen Bäume nieder.

Wer lag in dem Schrein, der jetzt der Erde übergeben werden sollte? War es der Geisterschwestern eine oder vielleicht ein unglückliches Menschenkind, dem im Walde der letzte Lebenshauch entflohen?

Viel Größeres war es, was hier im tiefsten Schatten der Bäume, entrückt jedem entweihenden Blick bestattet werden sollte und haben mir die Blumengeister das Geheimniß vertraut.

Die Liebe war es, die reine, ideale Liebe, die sie jetzt zu Grabe trugen. Ruhelos war sie schon lange, lange umhergeirrt, nirgend ein Plätzlein findend, wo sie ungestört verweilen könnte. Die Menschen hatten alle kein Gefühl mehr für den holden Gast, der in ihren Herzen Einlaß begehrte. Die Einen hatten keine Zeit, die Anderen kein Verständniß, die Dritten keine Luft. Alle hielten sie die Thüre zum Herzen fest verschlossen.

Liebe, große, unverfälschte Liebe, die Zwillingsschwester edelster Freundschaft, die nicht fragt nach Geld und Gut, nach Herkommen und Standesunterschieden, die Liebe, wie sie Gott selbst uns in die Brust gesenkt, eine solche wird jetzt nicht mehr begehrt. Dazu ist der Zeitgeist zu aufgeklärt, das Leben und Arbeiten, Wirken und Schaffen, Erringen und Besitzen zu hastig; die Menschen sind zu nüchtern, zu egoistisch und materiell geworden.

Wohl giebt es noch seltene Ausnahmen, aber nur, um für die Menschen, die ihr Herz voll und ganz dem hehren Gefühl, dem reinen Ideal hingeben, verderblich zu werden. Der Sturm des Lebens knickt die zarte Blüthe, ehe sie zur Entfaltung gelangt.

Ist es da ein Wunder, wenn die Trägerin dieses göttlichen Gefühls ihr schönes Haupt neigt und die Augen schließt, um sie nimmer zu öffnen?

Da lag sie, die reine Himmelstochter, in lichter Schöne, still und entseelt inmitten der Blumen und beschattet von uralten Bäumen.

Schnell durcheilte die Wundermär das Reich der duftigen Waldgeister; die eilten alle herbei, benetzten mit ihren thauigen Thränen die sanft Entschlafene und trugen sie meist durch den Wald, suchend und spähend nach einem Platze, der würdig und heilig genug ihnen schien das große Geheimniß des menschlichen Herzens zu bergen.

In fernen Zeiten tritt wohl auch die ideale Liebe wieder segenspendend aus ihrem Grabe heraus, schön und hold und beglückend Alle, die sich verlangend ihr nahen.

Für immer kann sich das Menschenkind nicht von dem Herrlichsten, was der Schöpfer ihm als zarten Keim und als einen Theil seines Selbst, in die Brust gesenkt, abwenden; für immer kann es die göttliche Empfindung nicht ersticken, weil sie nicht paßt in seine selbstischen Pläne.

Gewiß wird die Menschen in späterer Zeit das Verlangen nach einer großen Liebe wieder mächtig erfüllen, daß sie das Herzensthor weit öffnen, um der Neuerstandenen festlichen Einzug zu bereiten. — Ob noch hier auf dieser Erde, ob erst auf einem anderen Stern? Ich weiß es nicht und auch die Blumengeister schauten nicht so weit in die Zukunft.

Lautlos hatten sie den Sarg der Erde übergeben und den Platz mit unzähligen Blumen überstreut. Dann schwebten sie von dannen, den bräutlichen Bäumen die Hut vertrauend über den kostbaren Schatz. — — —

Als ich wieder erwachte, lag tiefe Dämmerung um mich, her, von ferne ertönte einer Nachtigall klagender Gesang, Glühwürmchen schwirrten hin und her und ein Käuzlein ließ sein heiseres Schreien hören; banges Grauen überfiel mich.

Traum und Wirklichkeit konnte ich nicht mehr unterscheiden und ich athmete erst freier, als ich die Lichtung des Waldes erreicht hatte.

Ein freundliches Bäuerlein, das müde von der Arbeit in seine bescheidene Behausung heimkehrte, bot mir zutraulich „gute Nacht", die Abendglocken läuteten und Ruhe und stiller Frieden waren um mich und in mir.

Das Tragen kleiner Kinder.

Während unsere Mutter ihr Kleines einfach auf den Arm setzt, haben die Frauen niedrigerer Rassen allerhand Vorrichtungen erfunden, das Jüngste auch während der Arbeit bei sich zu haben. Um im Gebrauch der Hände unbehindert zu sein, steckt die Mutter das Kind in Tücherschlingen oder in auf dem Rücken befestigte Korbgeflechte; auch läßt sie es auf der Schulter oder dem Nacken reiten. Die Guajaja-Indianer in Maranhas setzten die Säuglinge in ein breites Tuch, das wie eine Schürze übergeschlagen wird. Die Toba-Frauen in Paraguay finden eine aus Rinden gefertigte Matte um den Oberkörper, setzen das Kind hinten hinein, und stützten es von unten mit der Hand. Bei den Krihe-Indianern steckt die Mutter ihren Säugling in einen Beutel, den sie über die Schulter schlägt, andere Stämme befestigen ihn am Stirnband. Bei den Malayen auf Madagaskar trägt die Mutter ihr Kind in einer Leibbinde. Die Chinesin legt das ihre in ein viereckiges Tuch, von dem zwei Zipfel über der Brust, zwei über den Hüften der Mutter festgebunden werden. Ein sehr praktisches Trag-Instrument ist die Kaffernwiege. Sie wird aus Antilopenhaut in Form einer Kiepe gefertigt. Um den Hals des Kindes wird sie zugeschnürt. Die Vorderseite ist mit bunten Glasperlen verziert. Vier Riemen dienen zur Befestigung. Die Mutter schnallt den Behälter quer über den Rücken. Diese Tragart ist überhaupt in ganz Afrika verbreitet, nur die Sudanesen, die Niam-Niam und Araber lassen das Kind auf der Hüfte reiten. Noch seltsamere Tragarten findet man bei den Nomadenstämmen. Die Lappen hängen das Kind in der Wiege an die Seite des Rennthiers, das die Mutter am Zaume führt. Die Eskimofrau trägt ihr Kleines sogar im warmen, weichgefütterten Stiefel und zwar steckt sie es seitwärts am Bein hinein. Die Kamtschadalin legt den Säugling in die am Nacken hängende Kuklunka, eine große Kapuze. Die Sioux-Indianerin hat wieder eine Art Kapsel, in der sie das Kind über den Rücken und an die Wände des Zeltes hängt. Selbst Europa kennt noch verschiedene Tragarten. Die Schweizer Sennerin hält das in der Wiege ruhende Kind im Gleichgewicht auf dem Kopfe. Die Römerin hält den festgebündelten Säugling im Arm, aber — mit dem Gesicht nach unten. Die Serbin hängt ihn in einer wollenen Tasche über den Rücken, die Norwegerin macht es ebenso, benutzt jedoch einen Lederbeutel. Bei Göttingen muß sich das Kind auf dem Rücken der Mutter festhalten, dann wird ein Dreiecktuch darüber gelegt, auf der Brust über Kreuz geschlagen und hinten verknotet. In den Dörfern bei Wien rollen die Mütter ihre Kleinen fest in ein Tuch, nehmen das Bündel quer über den Rücken und verknoten seine beiden Enden über der Brust. Die Harzerin trägt ihren Sprößling in einem Korb auf dem Rücken.

Der alte Prospector.

Skizze aus dem Westen von W. v. Schierbrand.

An der Bar des Anaconda Hotels in Deep Gulch ging es flott her, und Jack Daly, dessen rothes Gesicht wie die Abendsonne glühte, hatte alle Hände voll zu thun, um dem allseitigen Verlangen nach Flüssigkeiten nachzukommen. Richter Wagstaff hatte sich gerade in eine animirte Discussion mit dem unlängst aus den „Staaten" angelangten jungen Advokaten Bill Hastings über die Bedeutung und die gesetzlichen Grenzen eines Habeas Corpus-Verfahrens eingelassen, und in der Hitze der Unterhaltung hatte der Richter, dessen Wort bis dahin nur selten Jemand anzuzweifeln gewagt hatte, schon zweimal das mit gutem, altem Bourbon gefüllte Glas des Anwalts ausgetrunken, ohne daß er oder der Andere es gemerkt hätten.

„Mein lieber Herr Hastings," sagte nun der Richter salbungsvoll, „ich bin hier am Orte schon seit seiner Gründung, und ich kann versichern, daß es wenige Dinge in Deep Gulch gibt, die ich nicht kenne. Aber Ihre neumodischen Theorien werden hier kein Glück machen, das kann ich Ihnen im Voraus sagen. Wenn ich auf der Richterbank bin und verfüge etwas, das gilt auch — darauf dürfen Sie Gift nehmen. Ich möchte Den sehen, der sich mir in meiner judiciellen Eigenschaft zu widersetzen wagt. Ist's nicht so, Sim?" wandte er sich an seinen Nachbar, den baumlangen Simon Crews.

„Recht habt Ihr, Richter," bemerkte dieser kurz.

„Schon mancher hat ein hanfenes Halsband erhalten auf meinen Spruch hin," erzählte der Richter weiter, „und Niemand hat sich je getraut, mir dabei mit einem Habeas Corpus hinderlich zu sein. Wir sind hier eben im fernen Westen, müssen Sie bedenken, und nicht in Boston oder New York. Was Euch da paßt, das paßt uns noch lange nicht. Hier brauchen wir zwei Dinge in der Justiz — Schnelligkeit und Gerechtigkeit. Wenn wir die haben, so scheeren wir uns den Teufel d'rum, ob da vielleicht noch ein modriger Paragraph im Gesetzbuche existirt, der das Gerichtsverfahren etwas anders gestalten könnte, als wir's für gut finden. Und das genügt für alle praktischen Zwecke. Allzuviel Spitzfindigkeiten können wir hier in Deep Gulch nicht leiden, das werden Sie bald merken, wenn Sie lange genug hier bleiben."

Der junge Advokat blickte sich im Kreise um. Es waren rauhe, vom Wetter gebräunte Männer, die er um sich sah. Trunk und Leidenschaften hatten ihren Zügen etwas Verwittertes verliehen, aber sie alle schienen einverstanden zu sein mit den vom alten Richter ausgesprochenen Ansichten. In diesem Moment trat eine sonderbare Gestalt ein. Gekleidet war er wie die meisten Anderen — im rothen Wollhemd, langen Stiefeln und einem breitrandigen Sombrero, der das Gesicht beschattete, so daß man das hagere, mit pergamentartiger Haut bekleidete Gesicht und die unruhig flackernden Augen nur knapp unterschied.

„Der alte Prospector," murmelte es, als der Neuankömmling zur Bar schritt und sich ein Glas bis zum Rande mit dem „Schlangengift" — wie hier der Whisky häufig genannt wird — anfüllte.

„Armer Kerl," sagte der Richter leise. „So treibt er's jetzt schon seit 15 Jahren."

* * *

Ja, vor 15 Jahren war es gewesen, als Cyrus Fielding, der jetzt nur noch als „der alte Prospector" in der ganzen Gegend bekannt ist, den Verstand verlor. Und wie das gekommen war, das war eine so eigene Geschichte, daß sie das Wiedererzählen wohl vertragen kann. Mir erzählte sie der Richter bei dieser Gelegenheit, das heißt, sobald sich der Alte entfernt hatte.

Cyrus Fielding war damals aus Californien herübergekommen, wo er kein Glück gehabt beim Goldwaschen und -Graben. Aus diesem Grunde hatte er auch seine Familie, die aus Frau und fünf Kindern bestand, in dem kleinen Städtchen in Ohio gelassen und ihr nur von Zeit zu Zeit etwas Geld geschickt. Er hoffte eben die ganze Zeit noch auf einen „big strike". Hier in Deep Gulch sah's damals wüst und schlimm aus, denn der Ruf seiner Metallschätze hatte sich riesig schnell verbreitet und damit auch die verwegensten Hallunken der drei benachbarten Staaten herbeigelockt — Falschspieler, Pferdediebe, Desperados jeder Sorte. Und obwohl der ehrliche Miner und Prospector selbst damals in der Mehrzahl war, so waren die Anderen doch das herrschende Element, denn die ehrlichen Leute hatten keine Zeit, sich um solche Dinge wie städtische Verwaltung etc. zu kümmern. Dazu war die Frist zu kurz bemessen, innerhalb deren sie noch das gelbe Metall und die dicken Silberstufen zu Tage fördern konnte, ehe die protzigen Capitalisten aus San Francisco, Denver und Chicago kamen und wieder einmal den Rahm abschöpften. Cyrus also, der ein ruhiger, friedlicher Mann war, dessen einziger Lebenszweck nur darin bestand, einen tüchtigen Haufen des Goldes zu erbeuten und seine Familie damit glücklich zu machen, Cyrus, sage ich, war zu jener Zeit unermüdlich im Untersuchen. Er streifte auf den Bergen und in den unzugänglichsten Felsspalten umher mit seiner Schaufel und Spitzhacke, Tag für Tag, ruhelos. Da begab sich's eines Spätnachmittags, daß Cyrus thatsächlich, an einer entlegenen Stelle des Riley Canon, einen wunderbaren Fund machte. Es war ein zu Tage tretender Felsengrat, der auf mehrere hundert Fuß hin offenbar stark goldhaltig war. Die Stücke, die er abgebrochen und als Probe mit in's Lager gebracht hatte, zeigten einen großartigen Gehalt an edlem Metall — die Tonne davon mußte mindestens ihre $5000 davon bergen.

Na, die Freude! Cyrus Fielding, der sonst der nüchternste, enthaltsamste Mensch war, wußte sich an jenem Abend, als er müde aber glücklich im Camp anlangte, gar nicht zu fassen. Mit seinem „Partner", Sam Steele, war er am nächsten Morgen aber wieder hinaus, und die Kunde verbreitete sich während des Tages in der ganzen Umgegend, daß der Fundort, den die Beiden sofort „Big Strike Mine" getauft hatten, unermeßliche Schätze berge — man sprach von Millionen. Innerhalb zwei Wochen hatten denn auch die Zwei genug Erz gefördert, um eine große Wagenladung davon nach Contra Costa, dem nächsten Orte, wo es Schmelzhütten gab, zu senden. Und man vernahm, daß die beiden Partner ihre $40,000 Baargeld dafür erhalten hatten. Nun schrieb auch Cyrus seiner Frau im Osten von seinem Glück, und während er sich mit einem Syndicat von Denver Capitalisten in Unterhandlungen eingelassen hatte wegen rationeller Ausbeutung der ganzen Mine, schickte sich seine Familie, auf sein Geheiß, an, ihm nach Deep Gulch zu folgen, wo er in aller Eile ein hübsches Haus für dieselbe bauen ließ. Es vergingen so zwei Monate, und die Ausbeute der „Big Strike Mine" hatte mittlerweile eher zu- als abgenommen, trotz der noch immer recht primitiven Art der Erzgewinnung, da erhielt Cyrus Fielding die Nachricht, daß seine Familie sich auf die Reise zu ihm gemacht habe. Eisenbahnen gab's damals in diesem Theile des Landes noch nicht, und der Verkehr, der zumeist durch Postkutschen vermittelt wurde, war langsam und unsicher, denn es kamen oft Beraubungen der Passagiere vor, und häufig auch war dabei Menschenverlust zu beklagen. Von Contra Costa an wollte Cyrus seine Familie selbst begleiten, eine Strecke von über 100 englischen Meilen wohl immer.

* * *

Das ganze „Mining Camp" war versammelt, als Cyrus abfuhr, seiner Familie entgegen, und Alles schüttelte ihm die Hand beim Abschiede, und als sich die Kutsche in Bewegung setzte, da wurde ihm ein dreimaliges Hurrah gebracht und die Revolver alle in die Luft abgeschossen als Salut.

Eine Woche war so vergangen. Da langte eines Abends ein abgerissener, gänzlich verstört aussehender Mann im Lager wieder an. Es war Cyrus Fielding. Er war der einzige Ueberlebende. Der Postkutscher und seine ganze Familie waren von einer Bande streifender Indianer niedergemetzelt worden. Cyrus selbst hatte einen bösen Streifschuß am Kopfe und eine Kugel in die Schulter erhalten und so, verwundet, zu Fuß, ohne Nahrung noch Trunk, hatte er sich zwei Tage lang durch die öde Wildniß bis nach Deep Gulch geschleppt. Am selben Abend noch verfiel er in ein hitziges Wundfieber, und als er zwei Wochen später wieder vom Lager sich erhob, bleich und matt wie ein Schatten, da war's um seinen Verstand geschehen. Und so blieb's seitdem. Körperlich erholte er sich ganz leidlich wieder, aber er blieb schwachsinnig. Er nahm keinen Antheil am Leben mehr. Sein Gedächtniß schien ausgelöscht für immer, denn er erinnerte sich weder seiner Familie, noch der Ereignisse, die zu seinem Unglücke geführt hatten. Mit seinem Partner traf er ein Uebereinkommen — er überließ ihm seinen Theil der reichen Mine gegen eine wöchentliche Pension von $10. Davon lebt er seitdem. Aber der unermüdliche Prospector von ehedem ist er doch geblieben. Wie ein ruheloser Geist, so wandert er seit Jahren umher in der ganzen Gegend; manchmal unternimmt er längere Ausflüge von 3—4 Wochen, und dann taucht er wieder auf in Deep Gulch. Einmal auch, als er durch Zufall wieder an die Stelle kam, wo damals der grausige Ueberfall geschehen, der ihm alle seine Lieben, seine ganzen Hoffnungen entriß, kehrte ihm das Gedächtniß zurück, und sein Schmerz damals soll herzzerreißend gewesen sein. Aber am nächsten Tage war er wieder der Alte — stumpfsinnig, ohne Ausdruck in den düsteren Augen. Und so ist er's noch heute.

Gicht und Zipperlein.

Von dem verstorbenen, sehr bekannten und gesuchten Geheimrath Professor v. N. in München wird Folgendes berichtet. Ein Brauereibesitzer, der an Gicht leidet, kommt zu Professor v. N., der ihm von früher noch bekannt ist, zur Consultation. Dabei entwickelt sich folgendes Gespräch:

Professor v. N.: „Na, lieber G., wo fehlt's denn?"

G.: „Herr Geheimrath, ich hab's in den Beinen."

Professor v.N.: „So, so, in den Beinen haben Sie's! Na, schaun's, wenn Sie's oben im Knie haben, nacha is's die Gicht, wenn Sie's aber unten in den Zehen haben, nacha is's Zipperle."

G.: „Herr Geheimrath, ich hab's in den Knieen."

Professor v. N.: „So, dann zeigen's mal her . . . Richtig, das is die Gicht."

G.: „Nun, was hilft dagegen, Herr Geheimrath?"

Professor v. N.: „Ja, schaun's, lieber G., da denken's jetzt mal drüber nach, und wenn Sie a richtiges Mittel wissen, nacha sag'n S' mir's — dann sin ma alle zwoa in einem Jahr Millionär."

— Anzüglich. Fräulein: „Schämen Sie sich nicht, so jung und schon betteln!" — Bettler: „Wer weiß, ob ich so alt werde, wie Sie!"